

Die Nachbarschaft zum päpstlichen Kämmerer hatte unserem Konvent nicht geschadet. Die Straßen wurden regelmäßig mit Rhonekieseln geplättet, von Dreck gesäubert und waren sogar abends noch sicher. Gasbard de Laval war gut organisiert. Sogar in der Sänfte, in der er sich jeden Tag zum Papstpalast hinübertragen ließ, so hieß es, las er auf seinem Schoß noch in Rechnungsbüchern. Ich hatte ihn in den mehr als fünf Monaten unserer Anwesenheit noch nie zu Gesicht bekommen.

Daneben, am äußersten Stadtrand, stand die kleine Mirakelkapelle, die Gasbard gestiftet hatte. Hier hatte vor einigen Jahren ein Scheiterhaufen gebrannt. Doch der Verurteilte — er soll es mit der eigenen Mutter getrieben haben — wurde von der Muttergottes durch einen Regenguss gerettet. Ein Wunder. Seither pilgerten viele Leute aus Avignon hierher, um zur Madonna zu beten. Gasbard de Laval hatte ein Herz für Sünder. Und er hatte einen vollen Geldbeutel. Er finanzierte gleich neben seinem Anwesen den Konvent der Repenties mit einer eigenen Kapelle. Vierzig bekehrte Huren mussten hier in strenger Klausur den ganzen Tag beten und büßen für ihr sündiges Leben.

Was sollen das für Huren sein?, fragte Ramon, als er mir den Orden erklärte. Natürlich sind es alte, hässliche, die auf der Straße keinen Sou mehr verdienen. Da bekehrt es sich leichter. Aber sie haben ein hartes Leben, knien stundenlang auf Holzbänken, murmeln ihre Litaneien und geißeln einander mit Lederriemen. Eine Aufseherin hat es mir erzählt. Für solche Frömmigkeit haben die reichen Herren aus dem Papstpalast gerne Almosen übrig. Vierzig Huren — was für ein Witz! Tausende von Huren gibt es in Avignon, für jeden Kleriker mehr als eine.

Ramon, bei dem ich in diesem langen Winter bei der Gartenarbeit die provenzalische Sprache erlernt hatte, war zugänglicher als die strengen Dominikanerprediger, die auf seinesgleichen als Laienbruder und Gärtner nur verächtlich herabsahen, während sie sein Gemüse aus dem Frühbeet und seinen Salat verzehrten. Mit ausländischen Ketzern wie uns redete außer den Arbeitern sowieso niemand.

Anders als meine ummauerte westfälische Stadt war Avignon von keinem Wall umgeben. Den morschen Ring um die innere Stadt hatte

man vor zwei Jahren erst geschleift. Seither mussten sich die Menschen in ihren Häusern und Nachbarschaften, mussten sich auch die Mönche in ihren Klöstern und die Leute in den freistehenden Subburgi verbarrikadieren. Hier draußen waren nachts Ketten über die Gassen gespannt, aber nur die reichen Kardinäle konnten sich Mauerwerk und Wächter leisten. Der Papst lockte die Menschen zu sich nach Avignon. Aber er schützte sie nicht.

Der Meister und ich waren am Rand der Bebauung angekommen. Hier lagen die großen Fischteiche des Papstes. Kinder mit langen Stangen liefen herum, um Reiher und Kormorane zu verscheuchen. In der Fastenzeit hatte ich von meinem Fenster im Konvent beobachten können, wie Karpfen und Hechte für die Tafel des Papstes herausgefischt und in Kübeln zum Palast getragen wurden. Die Bestände hatten sich gelichtet. Nun streuten die Aufseher mehrmals täglich Schafmist ins Wasser und mästeten die Fische für den Winter.

Unser Ziel lag im Wiesengrund des Flussufers. Die windschiefe Kapelle hatte einst Pilgern in Richtung Santiago zu einem letzten Gebet gedient, bevor die Reicheren auf Booten die Rhone hinunterfuhren — oder die Ärmeren zu Fuß ihren Weg nach Spanien fortsetzten. Nun gab es eine bequemer gelegene Jakobskapelle in der Stadt, hier draußen wurden keine Messen mehr gelesen. Die Kapelle mit ihrem bröckelnden Putz und ihren zerbrochenen Fenstern fiel in Vergessenheit. Gerade darum kam der Meister gerne hierher. Er liebte die Einsamkeit, wenn sie auch in Avignon noch schwerer zu finden war als eine reuige Hure.

An der Weggabelung neben den Schuppen der Teichwärter hockte ein blinder Bettler und leierte monoton seine Botschaft herunter: Ich habe das Ende der Welt gesehen. Ich sehne mich nach Trost. Tut Buße! Ich habe das Ende der Welt gesehen.

Wir näherten uns. Der Mann stank. Wohl bei einem Brand hatte er sich das Gesicht versengt, die Haut war mit lauter Narben wie aus brüchigen Rotziegeln wieder zusammengewachsen, aber die Augenhöhlen starrten leer. Was wollte der Bettler hier, wo kaum jemand vorbeikam? Hatte er sich verlaufen? Konnte er überhaupt laufen?

Ich habe das Ende der Welt gesehen, leierte der Mann.

Der Meister beugte sich hinunter und reichte ihm ein Stück Brot aus demselben Beutel, in dem er auch seine Verteidigungsschrift mit sich trug. Schneller, als wir schauen konnten, hatte der Blinde das Brot verschlungen. Danach segnete ihn der Meister und wollte ihm die Hand auf den Kopf legen. Aber der Bettler zuckte zurück, stieß den Meister weg und brüllte: Der Teufel hat diese Welt erschaffen. Hütet euch vor der Welt! Tut Buße!

Ein verlorenes Gotteskind, sagte der Meister und schüttelte den Kopf. Vor dem Holzportal fragte er mich, ob ich mit ihm beten wolle: Es ist sehr lange her, seit ich dich zuletzt beten sah, Wittekind.

Was willst du?, fragte ich. Schließlich bin ich Schüler eines Ketzers.

Der Meister schaute mich traurig an. Gott ist überall, und er ist immer bei dir. Das solltest du wissen.

Dann muss ich ihn nicht in der Kapelle suchen.

Mit einem Mal schien wieder die Sonne. Hier in der Provence hatte sie Ende Mai so viel Kraft wie daheim in Deutschland im Hochsommer. Ich streckte meine Glieder aus, in denen ich noch die Kälte des Klosters spürte. Schwalben jagten knapp über dem Wasser nach Mücken; auf der Rhone trieben zwei Boote mit Reisenden, die lauthals Lieder sangen. Wäre nicht das Geschrei des Bettlers gewesen, man hätte für einen Augenblick an eine Welt voller Frieden und Geborgenheit glauben können.

Plötzlich wurde hinter mir das Portal aufgerissen. Wittekind, komm her, schnell!

Ich sprang auf und lief in die Kapelle. Es schien alles verwaist. Der Meister wies stumm zur linken Wand, wo ein Haufen Gerümpel herumlag, eine alte Kirchenbank, Stühle, Bretter. Von irgendwo kam ein Wimmern.

Dann sah ich es. Ein rotes Rinnsal floss im Halbdunkel aus den Trümmern. Ein Bein schaute hervor. Ich zerrte die Bretter weg und fand einen Mann auf dem Boden. Der Mund war geknebelt, und aus Wunden an Armen und Beinen blutete er. Ich löste ihm den Knebel, aber der Mann war ohnmächtig. Arme und Beine sahen fürchterlich aus. Offenbar hatte man ihm mit einem Knüppel Knie und Ellbogen, Schienbeine und Knöchel zertrümmert. Überall schauten zersplitterte Knochen hervor. Ich zog das Bündel Mensch zur Wand, es konnte jedoch nicht aufrecht sitzen und sackte sofort in sich zusammen. Der

Mann war ein Kleriker, wie seine Tonsur verriet. Der Kopf schien unverletzt.

Heilige Mutter der Schmerzen, rief der Meister, fiel auf die Knie und faltete die Hände. Ich habe ihn erst bemerkt, als ich sein Wimmern hörte. Dann das Blut.

Hast du niemanden gesehen? Ist jemand vor dir in der Kapelle gewesen?, fragte ich und zeigte auf die Seitentür.

Ich habe nichts gesehen und gehört. Herrgott, Wittekind, wer hat dem Mann das angetan?

Was weiß ich?, sagte ich. Wir müssen sofort Hilfe holen. Bleib du hier und pass auf den Mann auf. Ich laufe zum Kloster. Es wird bald jemand kommen.

Ich rannte zu den Hütten der Teichwärter und schrie, sie sollten sofort zur Kapelle kommen. Dort liege ein Verwundeter. Unterwegs fragte ich mich, ob es eine gute Idee gewesen war, den Meister bei dem Verletzten allein zurückzulassen. Doch umkehren konnte ich jetzt nicht mehr.

Im Konvent rief ich möglichst viele Mönche an der Pforte zusammen. Jemand sagte Bruder Deodat Bescheid, der sich ums Hospital und die Krankenstube kümmerte. Ich organisierte noch eine Trage. Dann eilten wir gemeinsam los. Bei den Teichen fiel mir auf, dass der blinde Bettler verschwunden war.

Kapitel 3

In der Krankenstube ließ Bruder Deodat den Verwundeten auf den langen Holztisch legen, auf dem er seine Operationen durchführte. Deodat scheuchte außer seinem Assistenten alle Schaulustigen aus der Stube. Nur uns behielt er da, um uns über den Hergang zu befragen:

Wie lange lag der Patient in der Kapelle auf dem Boden?

Wir wissen es nicht, antwortete der Meister. Mindestens eine halbe Stunde, vielleicht länger.

Konnte er etwas sagen?

Nein, meinte ich, er war erst geknebelt, dann bewusstlos.

Diese Strauchdiebe werden immer dreister, urteilte Deodat und schüttelte den Kopf. Seit unser Herr, der Papst, aus welchen Gründen auch immer, die Juden wieder in der Stadt zugelassen hat, häufen sich die Überfälle. Man erzählt, dass die jüdischen Lumpensammler ihre Opfer ausspionieren, mit Versprechungen an den Stadtrand locken und dann hinterrücks niederschlagen. Frauen vergewaltigen sie, unschuldige kleine Kinder bringen sie um, trinken ihr Blut. Jeder weiß das.

Deodat war ein hochherziger Mönch mit hoher Stirn, kurzen grauen Haaren und kühlen blauen Augen. Sein lippenloser Mund war zusammengezogen wie ein Geldbeutel. Eine Eidechse? Ein Iltis? Ich war mir noch nicht sicher.

Als Arzt wirkte Deodat nicht besonders fürsorglich. Ich hatte ihn noch niemals lächeln sehen. Offenbar teilte er die Menschen ein in Patienten und Sünder. Die Ersten waren die Kranken, Letztere die Gesunden. Und ihm, Bruder Deodat, fiel die unangenehme Aufgabe zu, seine Patienten wieder zu Sündern zu machen.

Ramon hatte mir erzählt, dass Deodat eigentlich Professor der Medizin in Montpellier werden wollte. Doch als er kurz davorstand, berufen zu werden, hatte ihn der Orden vor fünf Jahren zur Heiligsprechung des Thomas von Aquino nach Avignon abgeordnet, weil der Konvent für die Ehrengäste einen kompetenten Mediziner